

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 3.

Posen, den 4. Januar 1929.

3. Jahrg.

Copyright 1928 by L. Staackmann Verlag. — Dr. Präger Pressdienst
Leipzig-Wien.

Zwei Salzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(1. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Und das ist für den Wiesinger!“ kreischte er und schlug mit ganzer Zorneskraft zu. Aber das Asttuch, das den Wiesinger hatte vorstellen sollen, sprang unter der Hade empor und traf den Justus mit solcher Gewalt an die Stirn, daß ihm Hören und Sehen verging und vor seinen Augen ein ganzes Feuerwerk in rot und grün abgebrannt wurde.

II.

Den ganzen Tag über hatte Rina das rechte Auge gefuckt, und wer da weiß, wie sich im menschlichen Körper das Kommende durch allerhand Anzeichen anzumelden pflegt, der wird verstehen, daß Rina schon sehr neugierig war, wer sich als Besuch einstellen werde. Denn wenn das rechte Auge juckt, so bedeutet das, daß man einen Besuch erwarten darf, und zwar einen, den man nicht ungern sieht.

Und wirklich, gerade als die Glocke der Kirche mit dem Abendläuten begann, kam ein Steirerwägelchen die Dorfstraße angepölkert und hielt vor der Ladentür. Rina warf einen Blick durch die Scheiben, ja, der Braune, das war ja der Michel, Salzenbrods Michel, und der Mann, der da oben vom Kutschbock kletterte, war der alte Salzenbrod, und so hatte das Fucken im Auge doch recht behalten.

„Ja, da bin ich wieder einmal,“ sagte der vterschrö-tige, klobige Mann, dem man nicht ansah, daß er weit über die Sechzig hinaus war, indem er auf Rina zu trat. „Da bin ich wieder einmal, ich muß doch nachschau'n, wie es euch geht.“

Dabei nahm er Rina bei den Schultern, stemmte sie ein wenig vor sich ab, um sie aus grauen Augen gründlich forschend zu betrachten und küßte sie dann, als sei er mit der Prüfung leblich zufrieden, auf die Stirn.

Das Auge hatte recht behalten, es war ein Besuch, den man gern sah, wenn man auch immer aus guten Gründen ein wenig Angst vor diesem prüfenden Blick hatte, aber sonst war ein so gutes Verstehen mit ihm, wie selten zwischen Vater und Schwiegertochter.

„Laß nur,“ sagte der alte Salzenbrod, als Rina Anstalten machte, das Pferd zu versorgen, „ist denn der Justus nicht daheim oder der Rudolf?“

Justus und der Knecht waren noch auf dem Feld, und so führte der Vater den Wagen selbst in den Hof, schürte das Pferd ab und stellte es ein und besah dabei gleich die Ordnung in Scheune und Stall. Er ging mit seinen schweren Schritten im Hof herum, öffnete da und dort die Türen zu Kammern und Schuppen, musterte die beiden Rülhe und ließ die Schweine aus dem Koben auf den Misthaufen, um zu sehen, wie sie sich herausgemacht hätten. Er fand nichts ernstlich zu tadeln, wenn es auch nicht bei allem ohne Kopfschütteln abging, weil doch so manches bei ihm daheim noch besser, sauberer und geschickter in stand gehalten war. Aber man durfte mit jungen Leuten, die erst im Anfaß standen, nicht so

streng ins Gericht gehen, und im großen und ganzen war doch zu sehen, daß alles seine Art hatte.

Nachdem der Rundgang beendet war, trat Martin Salzenbrod wieder ins Haus, und nun kam das Hauptstück an die Reihe: der kleine Lex. An dem aber war gar nichts auszufehen, der gedieh offenbar wie ein wohlbehütetes Pflänzlein, und jetzt saß der Alte mit großväterlichem Behagen auf dem gestreiften Sofa der Wohnstube, den Enkel auf den Knien und vor sich die geblünte Schale, in der Kaffee der besten Mischung dampfte, die in Frau Rinas Kramladen geführt wurde.

„Ich kann nur über Nacht bei euch bleiben,“ sagte Salzenbrod, „ich bin auf dem Weg zum Viehmarkt in Krumau. Aber auf dem Rückweg will ich mich wieder bei euch aufhalten, und da bleibe ich dann einen ganzen Tag.“

Frau Rina rückte ihm das strohgeflochtene Körbchen mit dem Weißgebäck näher und sagte: „Ja, wenn du nur einmal auch recht lange bei uns bleiben wolltest.“ Es war ihr nicht ganz ernst mit diesem Wunsch, denn so sehr sie sich zu Justus' Vater hingezogen fühlte, und so gerne sie ihn sah, so konnte sie doch nicht gerade ersehnen, daß er sich lange in ihrem Hause aufhielt, weil er sonst Dinge erfahren hätte, die ihm besser verborgen blieben.

„Das möchte ich wohl nur allzugern,“ sagte der Alte, „aber du kannst dir denken, daß mein Geschäft das nicht erlaubt. Wer mit Vieh handelt, muß immer auf dem Weg sein, und ich bin noch nicht so alt, daß ich die Arbeit an den Nagel hängen könnte. Wenn die Dohlen einmal selber zur Schlachtbank kommen und sagen: Bitt' schön, da bin ich! dann kann ich Schluß machen, eher nicht.“

Er war offenbar guter Laune, und das machte Rina ein wenig Mut. Sie hatte immer Angst vor seinen Fragen, die einem Verhör recht ähnlich sahen, und war nicht geschickt genug im Lügen, um die Wahrheit mit solcher Unbefangenheit zu verschleiern, wie es nötig war. Sie sah den Alten gespannt an, denn nun würde er wohl gleich beginnen, aus ihr herauszuholen, was er wissen wollte.

Und wirklich, da war auch schon, was sie mit solcher Bangigkeit erwartete: „Ich habe mich bei euch ein wenig umgesehen,“ sagte Martin Salzenbrod, „es ist alles in recht guter Ordnung. Da packt der Justus doch wohl tüchtig mit an?“

„Ja, er ist brav hinterher!“ antwortete Rina, indem sie dem Blick des Vaters standhielt. Er hätte um keinen Preis dahinterkommen dürfen, daß die Arbeit des Justus von Launen abhing, die ihn heute zum Handanlegen und morgen zum Faulenzen stimmten, ja, daß er Wochen hatte, wo man ihn nur zur Essenszeit zu sehen bekam. Wenn der Vater Hof und Haus in Ordnung gefunden hatte, so war das nur, weil der Rudolf mehr tat als sonst irgendein Knecht weitem, und weil Rina selber alle Kraft und Zeit, die Haus und Laden und der kleine Lex übrig ließen, bis zur Erschöpfung an Hof und Vieh und Feld wandte.

„Und wie steht es sonst um den Justus?“ fragte der Alte, indem er Frau Rina scharf anschaute. „Ich kann mich nicht beklagen,“ sagte die Frau und verbarg ihre Beklemmung unter einem Lächeln.

„Hat er das Wirtshauslaufen und Kartenspielen aufgegeben?“ fuhr Martin Salzenbrod in seinem Berhör fort.

„Ganz selten noch, nur am Sonntag geht er manchmal ins Wirtshaus,“ log die Frau tapfer, und in dem Bestreben, die hochnotpeinliche Unterjuchung ehestens zu enden, fügte sie hinzu: „Und daß er nicht mehr Kartenspielen wird, hat er ja dir und mir in die Hand versprochen.“

Ach, wenn der Alte gewußt hätte, welch schreckliche Auftritte es gerade in den letzten Tagen wieder gegeben hatte, weil der Justus eine unerschwingliche Summe von Rina verlangt hatte, und weil er ihr mit Gewalt hatte das Geld wegnehmen wollen, das sie dringend zu Einkäufen für den Laden brauchte. Sie hielt sich, wenn sie sich ganz gegen ihre Natur zu solchen Lügen zwang, immer vor Augen, daß der Alte, der da so gemütlich Kaffee trinkend vor ihr saß, einen ganz anderen Menschen in sich barg, einen jähzornigen Wilden, der manchmal sinnlos wütend aus ihm herausprang, wenn er sich vergaß. Sie war Zeugin gewesen, wie er in solchen Anfall einmal Justus bei der Gurgel gefaßt und mit der Faust auf ihn losgeschlagen hatte, bis dieser blutend zusammengesunken war. Und sie liebte ihren Mann, diesen dummen Jungen, zu sehr, um sich über ihn zu beklagen und den väterlichen Zorn heraufzubeschwören.

Martin Salzenbrod trank den Kaffeereist aus, setzte die Schale mit der eigens wie für ihn bestimmten Inschrift: „Mensch, ärgere dich nicht!“ auf die Untertasse und fing Rina bei ihren letzten Worten. „Versprochen hat er es wohl,“ sagte er, „aber ob er es wohl auch hält? Du darfst nicht etwa glauben, daß du Justus schonen und ihm helfen mußt. Er ist noch kein fertiger Mensch, es ist noch viel an ihm zu hobeln und ins rechte Maß zu rücken.“

Rinas Kopfschütteln beteuerte, daß sie nichts verschweige, aber das Herz klopfte ihr dabei im Hals und mit zitternden Händen zog sie die geleerte Tasse an sich.

„Der Justus ist ein guter Kerl,“ fuhr Salzenbrod fort, „aber ein leichtes Tuch und hat noch keinen rechten Verstand für die Welt, wie sie wirklich ist und was einer darin zu tun hat, wenn er etwas auf sich hält. Das hat er noch von seiner Mutter, die war eine seelensgute Frau, Gott hab' sie selig, aber manchmal hab' ich mich nicht in ihr ausgekannt, und sie hat wohl auch nicht recht gewußt, was sie will. Tagelang hat sie sich eingeschlossen und geweint und gebetet, aber dann war's wieder gut. Die Sabine, die Aelteste, die Knollmenersche, das ist eine ernste, gesezte Person, die ist ganz nach mir, die Agathe, die hat sich mehr von der Mutter, darum hat sie's nicht anders getan und hat Krankenschwester werden müssen. Und bei unserem Jüngsten, dem Justus, ist die Hintersinnigkeit ein bißel in Leichtsinne umgeschlagen. Ich bin streng genug gegen ihn gewesen und hab' mir alle Mühe mit ihm gegeben, aber er ist doch nicht so recht geworden, wie ich ihn gerne gehabt hätte.“

Rina nickte, aber sie machte sich ihre eigenen Gedanken dabei. Vielleicht war es gerade diese eiserne Härte des Vaters gewesen, die den Jungen in seine Art hineingeprügelt hatte, daß er nun so unsicher und haltlos war. Alles vom Vater Geduckte und Verstodte schwankte nun auflöst und trozig dahin.

„Und weißt du noch,“ sagte Martin Salzenbrod, „warum ich gerade dich dem Justus zur Frau ausgesucht habe. Ich habe dir lange genug zugehört, wie du deinen kranken Onkel gepflegt hast. Das war keine leichte Aufgabe für ein so junges Mädchel, wie du damals warst. Aber du hast es mit solcher Treue und Aufopferung getan, ohne Mißmut und lange Gesichter, daß ich mir gesagt hab', dieses Mädchel hat den rechten Lebensernst, und darum ist sie auch die richtige Frau für meinen Justus.“

Es war so dunkel geworden, daß man eigentlich hätte die Lampe anzünden sollen; aber Frau Rina fand, es sei besser, wenn diese Dinge bei denen man doch rot werden mußte, im Dunkeln besprochen würden. Sie er-

innerte sich noch sehr gut, wie sie sich lange gefragt hatte, warum denn der alte Salzenbrod so um sie herumgehe, wie die Kaze um den heißen Brei, bis ihr dann am Tag, da man den Onkel begrub, die Antwort geworden und er mit seinem Antrag an sie herangetreten war.

„Ich habe mir gesagt,“ spann Salzenbrod seinen Faden weiter, „daß, wenn ein junger Mensch einmal in die Zwanzig kommt, der Vater mit seinem Latein zu Ende ist und daß dann jemand an seine Stelle treten muß, der in einer anderen Sprache mit ihm spricht, und das kann nur eine Frau sein. Aber wenn sie auch in einer anderen Sprache spricht, so muß sie doch dasselbe wollen, und von dir hab' ich gewußt, daß du es wollen wirst. Ich hab' erkannt, daß du im Grund vom gleichen Schlag bist wie ich, mehr als eines meiner Kinder, die Sabine vielleicht ausgenommen, und daß du es verstehen wirst, dort fortzusetzen, wo ich aufhören muß. Und darum hab' ich dich gebeten, seine Frau zu werden und hab' euch hier das Gut gekauft und das Geschäft eingerichtet, in einem anderen Ort, damit der Justus ganz unter dir steht und nicht mehr glaubt, daß er sich gegen mich hochbeinig verstellen muß. Und darum find wir Bundesgenossen, und darum mußt du mir auch aufrichtig sagen, was mit dem Justus los ist, damit ich doch vielleicht noch ein wenig nachhelfen kann, wenn es not tut.“

Noch nie hatte der alte Salzenbrod so aus den Tiefen seines harten, einsamen Wesens heraus mit Rina gesprochen, und sie fühlte sich innig berührt und ergriffen von diesem Aufstun der Seele. Vielleicht war es der zufällige Umstand, daß man in einem solchen Dunkel beisammen saß, in dem keiner den anderen sehen konnte, der den Alten so zum Reden brachte. Aber dann erschraf die Frau geradezu. Sie erinnerte sich, einmal von jemandem gehört zu haben, daß die herzensstimmten Menschen sich auf seltsame Weise öffneten, wenn ihr Ende nicht mehr weit sei. Ihre Hand tappte sich durch die Finsternis über den Tisch, faßte irgendwo die hornige, verwitterte Faust des Alten und schlang die Finger um sie.

„Ich weiß ja gar nicht,“ sagte der Alte mit einer merkwürdig zerflossenen Stimme, „ob dich der Justus überhaupt verdient.“

Ja — und nun hätte man eigentlich sagen sollen, wie es um den Justus stand, denn es schien Rina so, als sei ihre Liebe, richtig verstanden, jetzt zu jeder Offenheit verpflichtet.

Aber in diesem Augenblick spielte draußen das heilere Gelächter des Glöckchens an der Lادتür, und die Stimme der Stefanbäuerin fragte: „Ist denn niemand hier?“

Da mußte Frau Rina ihre Hand zurückziehen und aufstehen, um die Kundin zu bedienen. Wie sie aber an dem Weihbrunn vorüberkam, der am Türstod hing, tauchte sie rasch ihre Hand in das geweihte Wasser und schlug drei Kreuze über Stirn und Mund und Brust mit dem inbrünstigen Stoßseufzer, es möchten ihr alle Lügenünden vergeben werden, die sie in der letzten Stunde durch Reden und Schweigen um des Justus willen begangen hatte.

3.

Zur selben Stunde, da der alte Salzenbrod von seinem Steirerwägeln kletterte und die Wirtshauswirtschaft seines Sohnes in Hof und Haus zu prüfen begann, befand sich Justus mit Rudolf, dem Knecht, draußen auf den Schmalzäckern, die in sachtem Anstieg von der Landstraße weg dem Wald zuliefen. Der Knecht war am Pflügen, und mit welcher Sorgfalt er es tat, das konnte man an den schnurgeraden langen Furchen sehen, die eine neben der anderen lagen, feucht glänzend in der Gesundheit der guten, schwarzen Erde, die von der Pflugschar gespalten worden war. Hinter ihm kamen zwei Krähen, und die benahmen sich gerade so, als gehörten sie dazu und seien eigens angestellt, die Würmer und Engerlinge aus der Scholle zu klaben, die vom Eisen an den Tag geworfen wurden. Auch der Hund

Schustl war da und beteiligte sich nach seiner Weise an den Dingen. Er hummelte irgendwo im Hintergrund quer über die Felder, die Nase am Boden, und tat, als sei ihm nichts gleichgültiger als das schwarze Räuberpad hinter dem Pflug. Wenn er aber glaubte, die Krähen genügend in Sicherheit gewiegt zu haben, da gab er sich plötzlich einen Ruck und kam im Galopp angestürmt, daß ihm die Ohren nur so flogen. Die Krähen hoben sich schwerfällig aus dem Ader, ohne besondere Besorgnis zu zeigen und strichen ab, aber nicht weit, nur bis zu einem nahen Baum, auf dessen Nestern sie sich niederließen, bis der Schustl wieder seines Weges gegangen war.

Ganz weit unten an der Straße schritt Justus über das Feld, griff in die zusammengeraffte blaue Schürze

und schleuderte das Saatkorn aus der Faust über die umgebrochene Scholle. Aber es war nicht der richtige, gleichmäßige Schwung in seinem Schreiten und seinem Säen, nicht die andächtig gestimmte Freudigkeit, die solche Arbeit verlangt. Denn das Säen will nicht nur mit der Hand, sondern auch mit dem Herzen getan sein, und des Justus Gedanken waren ganz anderswo und schlugen sich mit seinen Nöten und Bedrängnissen herum.

Schließlich wurde er des mißmutig getanenenen Geschäftes überdrüssig und stellte die Arbeit ein, obgleich noch Licht genug gewesen wäre, einige Breiten abzuschreiten und das Saatgut einzueggen. Er schüttete das Korn aus der Schürze wieder in den Sack zurück, setzte sich auf den Feldrain und ließ den Kopf hängen

(Fortsetzung folgt.)

Die Schäferinnenstunde.

Von André-Mychs.

(Autorisierte Uebersetzung von Franz Gessel.)

Julien Galibois hatte in der Industrie ein paar Millionen geschneidert und konnte nun endlich seinen Traum verwirklichen und Theaterstücke schreiben. In jungen Jahren hatte er's nicht ohne Glück mit dem Journalismus versucht, aber dann hatte ihn eine Zufallserschaffung an die Spitze einer Fabrik gestellt, was ihn ganz in Anspruch nahm.

Nun war sein Geschäft gut verkauft. Er zog auf den Montmartre und mischte sich unter das Künstler- und Literatenvolk, für das er schon immer eine heimliche Neigung gehabt hatte. Mit 63 Jahren schrieb er sein erstes Stück, einen Akt in Versen, der die Liebchaft eines futuristischen Dichters mit der Tochter eines Milchhändlers aus der Rue Pigalle erzählte. Als ahnungsloser Neuling bot er sein Werk dem Théâtre Français an und bekam vom Direktor in höflichster Form die Mitteilung, sein kleines Stück sei reizend, aber für den Rahmen des Staats-Theaters zu leicht. Auch vom Odéon, an das er sich nun wandte, und von diversen Boulevardbühnen wurde das Stück unter den verschiedensten Vorwänden unerbilligt abgelehnt.

Jetzt erst fiel dem Autor ein, woran er doch schon früher hätte denken können, daß er Millionär war und sich all das Warten und die Enttäuschungen ersparen konnte. Die Comédie Française wäre allerdings durch ein Paket Scheine nicht zu einer Aufführung des Montmartre-Johlls zu bestimmen gewesen, aber es findet sich doch immer in Paris ein Theater, das auf die Unterstützung zahlender Autoren und Schauspieler angewiesen ist. Das war nun auch der Fall bei dem „Tréteau Impérial“, einer kleinen Bühne nah bei der Madeleine. Schnell wurde Galibois mit dem Direktor dieses Theaters über sein Stück einig. Titel: „Die Schäferinnenstunde!“ Als nach zahlreichen Proben, heftigen Diskussionen und dramatischen Auftritten endlich der Tag der Premiere herankam, hatte Galibois für Saalmiete und dringende Arbeiten bereits 15 000 Franken vorgestreckt, die in Wahrheit dazu dienten, des Direktors dringende Schulden bei Lieferanten zu begleichen und seinen Weinteller nachzufüllen.

Eine Stunde, bevor der Vorhang aufging, herrschte auf der Bühne noch die unbeschreiblichste Unordnung. Ernest, der Maschinist, der gleichzeitig als Regisseur, Bühnenmeister und Beleuchtungsarbeiter funktionierte, war ganz hilflos. Bei den Kulissen haperte es, der Vorhang ging nicht, und im Hintergrund standen noch die Sachen vom letzten Stück herum, während man vorn vor einem Luftwäldchen den Abend mit einer Operette eröffnete.

Der arme Galibois war auf eine Katastrophe gefaßt. Aber auf dem Theater läßt sich in einer Stunde viel machen. Der Vorhang ging schließlich ganz gut. Das erste Stück hatte richtigen Erfolg. Und nun sollte das von Galibois drankommen. In Hemdsärmeln half der Verfasser Kulissen bauen. Während er mit Ernest eine Kommode balancierte, fragte er den Maschinisten ängstlich: „Sind Sie sicher, es fehlt nichts?“

Ernest jah beleidigt drein: „Bei mir können Sie ganz ruhig sein, Herr Galibois, ich bin 22 Jahre in der Bude.“

Aber Galibois zog eine Liste aus der Tasche: „Ich will doch lieber nachprüfen. Ein Sessel?“

„Hier.“

„Ein Divan mit Kissen? Haben Sie Kissen?“

„Acht Stück! Und neueste Mode!“

„Auf dem Ramin eine Standuhr. Mit einer Schäferin als Sujet.“

Ernest starrte. „Eine Standuhr, sagen Sie?“

Galibois, bleich: „Sie haben keine?“

Ernest ließ die Arme sinken: „22 Jahre bin ich in der Bude, Herr Galibois. Es ist das erstemal, daß mir so was passiert.“

„Und natürlich bei meinem Stück. Sehr schmeichelhaft! . . . Also keine Uhr mit Schäferin?“

„Zu Haus hatt' ich eine mit 'nem Christoph Columbus. Wenn das ginge . . .“

„Columbus! (er fuhr sich in die Haare.) Was tu ich mit Columbus, Mensch! Ohne die Uhr mit Schäferin ist mein ganzes Stück aufgeschmissen.“

„Na, wenn ein Stück von so was abhängt, kanns nicht gerade berühmt sein.“

„Ist das Ihre Sache? Wollen Sie Theaterkritiker werden und können nicht mal Kulissen schieben?“

„Wollen Sie mich lehren . . .?“

„Wo ist die Uhr?“

„Moment! Ich glaube, es gibt so eine bei einem Budifer Rue Bignon.“

„Mit Schäferin?“

„Ja, sie hat sogar einen Rock mit Paniers und einen Hirtenstab mit Bändchen. Die letzte Kneipe rechts vom Boulevard. Ob die aber jetzt noch auf ist?“

„Ich renne hin,“ rief Galibois. „Machen Sie inzwischen alles fertig. Und nicht den Vorhang aufziehen, ehe ich zurück bin.“

Wie ein Verrückter stürzte der Dramatiker fort aus dem Theater, ohne Hut. Und hatte in der Eile den Rock des Maschinisten angezogen. Er fand zum Glück die Kneipe noch offen. Kein Gast. Die Wirtin allein schlaftrunken am Büfett. Als sie den Schnaufenden kommen sah, fuhr sie zurück.

„Sie haben doch eine Uhr mit Schäferin,“ fauchte der Einbringling.

„Wieso? Was ist denn?“

„Ich brauche sie um jeden Preis.“

Die Frau meinte einen Einbrecher vor sich zu haben, sie rief nach ihrem Mann um Hilfe.

Beitbläß, in Unterhose und Flanellweste, kam der Wirt gestolpert.

„Was ist los?“ — „Da will einer unsere Uhr!“ — „Unsere Uhr?“

Der Wirt kreuzte die Arme. „Sehen Sie mal zu, ob Sie die kriegen, Sie!“

„Aber ich zahl' ja dafür. Was soll's denn kosten?“

„Das ist was anderes.“

„Ist aber auch bestimmt eine Schäferin drauf?“

„Ja, gewiß. Aber . . . woher kennen Sie denn unsere Uhr?“

„Von dem Maschinisten vom Tréteau Impérial.“

„Von dem? So?“ Der Wirt drehte sich zu seiner Frau um.

„Du hast also Ernest in unser Schlafzimmer gelassen?“

„Ach . . . einmal, um das Schlagwerk zu reparieren,“ sagte sie und wurde rot.

„Gast mir nie was davon gesagt,“ er ging auf sie zu.

„Verschieben Sie Ihre ehelichen Auseinandersetzungen. Die Zeit drängt. Ich brauche die Uhr für ein Stück, das in fünf Minuten gespielt wird.“

„Es ist ein Familienandenken,“ sagte der Wirt. „Unter 500 Franken kann ich's nicht hergeben.“

„Gut. 500.“

Mit dem kostbaren Requisite unterm Arm lief Galibois davon, gerettet, triumphierend. Aber an der Boulevarddecke stieß er auf ein paar Schutzleute, die ihn anhielt. „Hallo! Alter Freund! Sie haben's wohl eilig?“

„Allerdings. Lassen Sie mich . . .“

„Halt! Was verstecken Sie da unterm Arm?“

„Nichts versteck ich . . . Das ist eine Uhr, die ich eben gekauft habe.“

„Sieh den an!“ jagte der eine Schutzmänn zum andern. „Der Herr kauft mitten in der Nacht Uhren.“

„ . . . und läuft damit im Galopp davon . . .“

Was sollte der arme Galibois tun? Zu Erklärungen war keine Zeit. Und die da würden ihm doch nicht glauben. Und inzwischen lärnte und trampelte schon das Publikum im „Tréteau Impérial“ vor Ungebuld. Der Dramatiker war fassungslos. Statt

zu verhandeln, lief er Hals über Kopf davon in der Richtung auf Theater zu. Das war sein Verderben. Mit drei Sägen hatten die Schutzleute ihn eingeholt und am Tragen. Ohne weiter auf seine Beteuerungen zu hören, schleppten sie ihn auf die Wache, wo er die Nacht verbrachte.

Nach einem Höllenlärm ging endlich der Vorhang vor der zu lange erwarteten „Schäferinnenstunde“ in die Höhe. Ernest hatte es für gut befunden, die Standuhr durch einen Wecker zu ersetzen. Und der — um das Unglück voll zu machen — fing im pathetischsten Moment des Stückes zu weiden an. Ein tolles Gelächter. Man piff die Schauspieler aus. Der Vorhang mußte herunter.

Galbois gab die dramatische Kunst enttäuscht auf. Der Direktor behielt seine 15 000 Franken.

Der verlorene Leibwächter.

In Schanghai ist das Waffentragen verboten. Wer mit einer Waffe angetroffen wird, wird bestraft. Eine Ausnahme bilden die Soldaten der englischen Besatzung, die einzigen, die gegen dieses Verbot verstoßen dürfen. Aber chinesische Soldaten dürfen in dem chinesischen Schanghai keine Waffen mit sich führen.

Der chinesische Präsident Tschiangkaiſchek umgibt sich auf seinen Reisen mit einer Leibgarde, die aus 12 stämmigen „langen Kerlen“ besteht. Von dieser Suite begleitet, traf der Präsident unlängst in Schanghai ein. Bei seiner Abreise aus der Stadt mußte Tschiangkaiſchek auf dem Bahnhof eine unangenehme Feststellung machen. Ein Mann von der Leibwache war nicht zur Stelle und fand sich auch nicht bis zur Abfahrt des Zuges ein. So mußte der Präsident seine Reise nach Nanking nur mit den elf Uebriggebliebenen antreten.

Der zwölfte chinesische Soldat aber wurde das Opfer dieses Waffenverbots. Er machte vor der Abfahrt noch einen kleinen Spaziergang im Europäerviertel der Stadt in voller Ausrüstung und Leibgardeuniform. Schon traten Schanghaier Polizeibeamte auf ihn zu und brachten ihn trotz seines Protestes ins Gefängnis. Sein Einwand und seine Beteuerungen, er wäre der Leibwache des Präsidenten von China zugeteilt, blieben ohne Eindruck auf die „tüchtigen“ Schanghaier Polizeibeamten. Auch vor dem hohen Gerichtshof von Schanghai blieben seine Bemühungen erfolglos. Sein Prozeß dauerte zwei Tage, der „lezte“ zwölfte Mann wurde zu sechs Monaten Haft und 60 Dollar Geldstrafe verurteilt.

Dem Präsidenten von China, Tschiangkaiſchek, dürfte es nicht besonders schmeichelhaft erscheinen, wenn ein chinesischer Soldat, noch dazu sein Leibgardist, in seinem eigenen Lande wegen Waffentragens verurteilt wird.

Perlen aus Fischschuppen.

Schon lange verfolgen die Perlenhändler mit wachsendem Mißbehagen den Aufschwung der japanischen Perlenindustrie; was es aber bis jetzt noch nötig, in jahrelangem Prozeß die künstliche Perle herzustellen, so soll es nunmehr einem Amerikaner gelungen sein, eine Perle ganz einfach aus Fischschuppenträn zu formen. Als besonders geeignet haben sich Heringe und Sardinen erwiesen, und die Fischer können an einem einzigen guten Fang 50 bis 70 Dollar an den Schuppen verdienen. Aus 100 Pfund Schuppen wird ungefähr ein Pfund Trän gewonnen, der Preis für ein Pfund beträgt 125 Dollar.

Modetorheiten.

Ein Modetorium bringt die neue englische Mode mit dem seltsamen Spiegelhut. Wir waren schon an Hüte aus Holz, aus Gummi oder Kork gewöhnt, diese merkwürdigen Stoffe aber hat jetzt der feingeschliffene achteckige Spiegel aus der Mode gebracht. Die neuen Hüte, mit denen das Kennpublikum von Ascot erstaunt wurde, haben hohen Kopf und breite weiche Krempen, die mit Spiegelkette garniert sind. Diese neuen Hüte werden es den Damen ersparen, in Zukunft ihre Handtäſchen öffnen zu müssen, um Hut, Haar und Lippen in Ordnung zu bringen. Der wandelnde Spiegel — das neue Modetorium.

Zum Kopferbrechen.

Geheimſchrift.

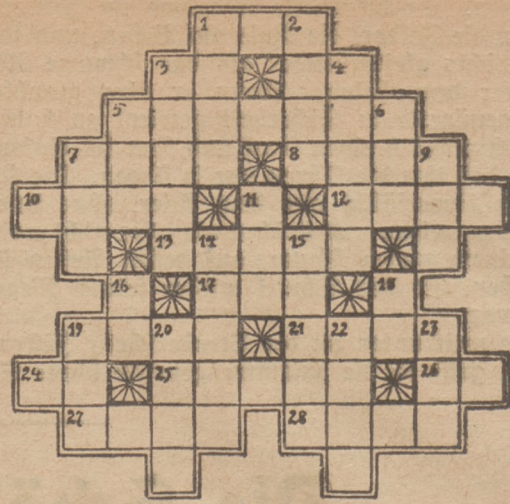
1 2 3 — 4 5 6 7 2 3 8 2 9 3 — 6 3 2 10 11 12 9 — 1 3 4 — 3 8 13 8 14 12 13 15 3 12 — 3 12 9 10 2 4 5 6 3 12 — 13 16 3 12 2 9 4 — 17 18 8 1 4 — 3 8 19 16 10 9 8 3 2 5 6 3 — 4 11 3 1 20 16 10 3 21 20 3 1 2 15 2 16 12 — 1 2 3 — 13 14 3 22 20 19 3 — 1 3 8 — 14 19 9 6 14 12 2 4 5 6 3 12 — 8 3 9 2 3 8 11 12 9 4 15 8 11 20 3 12 — 9 3 9 3 12 — 1 2 3 — 14 11 19 4 15 14 3 12 1 2 4 5 6 3 12.

(Die Lösung nennt drei mit Interesse verfolgte Auslandsnachrichten.)

Schlüssel:

20 19 3 12 12 2 9	kleine Münze
22 16 12 1	Himmelskörper.
17 8 11 3 5 13 3	Stromüberführung
16 12 18 21	Halbedelstein
7 3 4 15 3 12	Himmelsgegend
6 14 9 3 10	Wintererscheinung

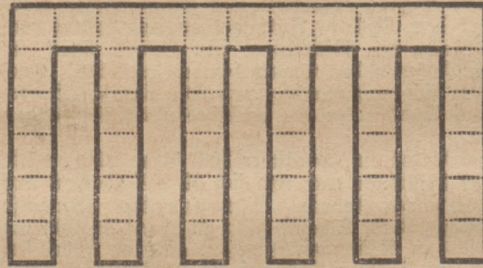
Kreuzworträtsel:



Senkrecht: 1. Planet. 2. Ungeziefer. 3. Stadt in Schlessien. 4. Vereinigung. 5. Raubfisch. 6. Zahlwort. 7. Monat. 9. Flüssiges Fett. 11. Afrikanischer Laufvögel. 14. Götterwohnung. 15. Weiblicher Vorname. 16. Hinweisendes Fürwort. 18. Flächenmaß. 19. Traubensaft (st = 1 Buchstabe). 20. Männlicher Vorname. 22. Landschaft in Altgriechenland. 23. Beförderungsmitel.

Wagerecht: 1. Multiplikationszeichen. 3. Zustimmung. 5. Gerät für den Walffischfang. 7. Nagetier. 8. Getreidespeicher. 10. Unkundiger Mensch. 12. Wärmespender. 13. Prosodie. 17. Unwahrheit. 19. Englischer Frauennamen. 21. Kostbares Pelzwerk. 24. Abkürzung für ein Gewicht. 25. Beleuchtungsgegenstand. 26. Ausgestorbenes Kind. 27. Stadt in Pommern (st = ein Buchstabe). 28. Glorreiche Errungenschaft. —es.

Kamm-Rästel.



In die Felber sind die Buchstaben a a a c d d e e e e e e g g h i i k k k l l l n n n n o o ö r r s s sch sch t u z so einzutragen, daß die Zähne des Kamms Wörter

von folgender Bedeutung ergeben: 1. deutsche Mundart. 2. Untert (Gewebe) 3. Figur aus „Freischütz“. 4. Freistaat. 5. Mietwagen. 6. Metall. — Der Kammräden und die Spitzen der Zähne, von links nach rechts gelesen, nennen zwei berühmte Persönlichkeiten, die vor genau 100 Jahren geboren wurden: 1. deutschen Philosophen, 2. deutschen Dichter und Schriftsteller.

Up to date.

Mein Freund, der lernte Autolenten,
Die Gattin hat: „Bleib' lieber hier,
Ich hab' so mancherlei Bedenken,
Nimm dich in acht einzweidreivier!“

Die Lehrzeit war sehr schnell verflogen,
Da kam mein Freund schon voller Glanz
Einzweidreivier in scharfem Bogen
Mit ruhig schneid'ger Eleganz.

K. N.

Auflösung Nr. 52.

Rästelprung:

Horch, die Neujahrsglocken klingen
Durch die Frühluft hell und klar.
Schneereif auf den lichten Schwingen,
Schwebt herauf das neue Jahr!

Silberrästel. Wir wünschen unseren Lesern ein gesundes neues Jahr! (D. Red.)

1. Wunde. 2. Idee. 3. Reibeisen. 4. Winter. 5. Ungarn. 6. Eden. 7. Nase. 8. Schnupfen. 9. Einhorn. 10. Nebel. 11. Udet. 12. Nasallaut. 13. Sense. 14. Elegie. 15. Raupe. 16. Niets. 17. Dörsing. 18. Eisen. 19. Stachel. 20. Ethik. 21. Karität.

Telegrammrästel: Nauheim, Rujon, Athen, Kolesger, Latein, Null, Januar, Tenor; Neujahrsgroßglanten.

Besuchskartenrästel: „Profit Neujahr“.

Runterbunt:

D tönet, Neujahrsglocken, laut!
Verkündet, daß der Himmel blau,
Weckt Herzen auf und Sinne,
Ein neues Jahr beginne!